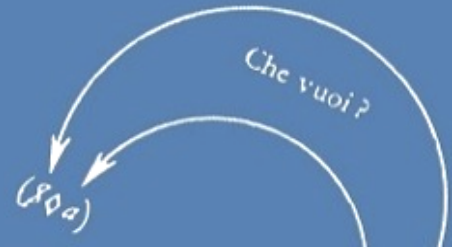


Che vuoi ?

02 / 2011

Kurier des Lacan Seminar Zürich



Inhalt

Editorial	2
„Perspektiven der Lacanschen Psychoanalyse“ — ein Treffen in Berlin am 5./6. März	3
Neues aus der AFP.....	4
Freud und Lacan? Freud oder Lacan? Jean Allouch: Freud, und dann Lacan. Manifest. Freud deplatziert/verschoben	4
Buchbesprechungen	
Sigmund Freuds Briefe an seine Kinder (Ludger Lütkehaus)	11
Nochmals: Die Kontroverse um Michel Onfrays Buch <i>Le crépuscule d'une idole. L'affabulationfreudienne</i> . Élisabeth Roudinesco: Onfray und das anti-freud'sche Phantasma	13
Verordnung über die nichtärztlichen Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten (vom 1.12.2004)	17
Kommende Veranstaltungen	18

Editorial

Das Lacan Seminar kommt in eine neue Phase seiner bisherigen Geschichte. Einerseits wächst die Zahl der Mitglieder — an der nächsten M.V. können wir vier neue Kolleginnen und Kollegen aufnehmen — andererseits steht eine Ablösung des Vorstandes bevor. Es scheint, als gelinge dieser Wechsel und als ginge das Lacan-Seminar gestärkt aus den bisherigen Diskussionen hervor. On verra, am 31. März wird es sich zeigen, ob diese Einschätzung zutrifft.

Auftrieb erhält das Lacan-Seminar auch durch die allmähliche Formierung eines Widerstandes gegen die Unterordnung der Psychoanalyse in die Psychotherapie und die damit einhergehende Verschulung und Quantifizierung der Ausbildung sowie die Ausgrenzung der Nicht-Ärzte und Nicht-Psychologen. Davon zeugt nicht nur das in der vorhergehenden Nummer abgedruckte Manifest für die Verteidigung der Psychoanalyse, sondern auch ein Treffen in Berlin von Gruppierungen, die ihre Arbeit an der Lehre Lacans orientieren. Es war so etwas wie eine Aufbruchstimmung spürbar und das erwähnte Manifest stiess auf grosse Sympathie.

Diese Nummer enthält zunächst einen Bericht über dieses Treffen, das über das Wochenende vom 5. und 6. März in Berlin stattfand. Es folgt ein kurzer Bericht über die AFP. Diese will nicht nur koordinierende Funktionen wahrnehmen, sondern sich selber ein Thema geben, das, etwas plakativ, lautet: Freud und Lacan? Freud oder Lacan? Es geht also um das Verhältnis des Freud'schen Werks mit der Lehre Lacans. In diesem Zusammenhang wird hier ein Beitrag des Pariser Analytikers Jean Allouch aus dem von der AFP herausgegebenen Diskurrier Nr.1 abgedruckt, der genau zu diesem Thema geschrieben worden ist. Die Mitglieder des Lacan-Seminars sind eingeladen, in diese Diskussion einzusteigen; im kommenden Herbst findet in Zürich die Mitgliederversammlung der AFP statt (21. – 23. Oktober), die verbunden ist mit einer Arbeitstagung zu diesem Thema.

Zwei Buchbesprechungen thematisieren einerseits Freuds Briefwechsel mit seinen Kindern, andererseits das inzwischen ins Deutsche übersetzte Buch von Michel Onfray, womit das Machwerk dieses Autors, seines Erfolgs wegen, erneut zur Sprache kommt. Elisabeth Roudinesco hat sich zur Wehr gesetzt und ein „Gegenbuch“ dazu geschrieben, das von Hans-Dieter Gondek übersetzt worden ist.

Der Auszug aus den gesetzlichen Bestimmungen zur Regelung der kantonalen Praxisbewilligung für nichtärztliche Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten und Hinweise auf kommende Veranstaltungen beschliessen diese Nummer. Die einschlägigen Paragraphen werden darum erwähnt, weil immer wieder diskutiert wird, ob es möglich ist, einen Zugang zur Ausübung der Psychoanalyse zu erreichen, ohne die psychotherapeutische Ausbildung zu absolvieren. Man lese und urteile dann!

Peter Widmer

Perspektiven der Lacanschen Psychoanalyse

Unter diesem Titel fand in Berlin am 5. und 6. März 2011 ein von der AFP und von der Freud-Lacan-Gesellschaft veranstaltetes Treffen statt, zu dem die Gruppierungen eingeladen worden waren, die sich mit der Lacanschen Psychoanalyse beschäftigen. Im Vorfeld dieses Treffens, an dem etwa 100 Kolleginnen und Kollegen aus Deutschland, Österreich, Spanien, Frankreich, Luxemburg, Israel und der Schweiz teilnahmen, reichten fast alle angefragten Gruppen Papiere ein, auf denen sie ihre Geschichte, ihre Zielsetzungen, ihre Organisation bekanntgaben. Diese Papiere sind vom Sekretär der AFP zusammengestellt worden und sind unter dem (provisorischen) Namen Diskurrier 1 erhältlich.

Am Treffen selbst nahmen aus unseren Regionen nebst Rony Weissberg, der ja Vizepräsident der AFP ist, auch Antoinette Poli und Peter Widmer teil; von Bregenz waren Michael Schmid und Irmgard Moosmann anwesend, von Innsbruck Marc Pieber und Andreas Kriwak. Zuvor hatten folgende Gruppierungen aus der Schweiz ein Positionspapier eingereicht: Psychoanalyse am Werk, Bern (Christoph Zimmermann), Lacan-Interessierte Basel (Christian Kläui), Lacan Seminar Zürich (Peter Widmer), sowie das Lacan-Archiv Bregenz (Michael Schmid).

Das Treffen verlief überaus animiert; die Diskussionen waren engagiert und von hohem Niveau. Vor allem die Fragen und Probleme am Schnittpunkt von Form und Inhalt der Psychoanalyse schälten sich als besonders brisant heraus. So wurde z.B. die Aggressivität nicht nur von der klinischen Seite her angesprochen, sondern auf die Zusammenarbeit unter Analytikern und sogar auf die Existenz von Institutionen bezogen. Ein ähnlicher Kristallisationspunkt war die Frage der Autorisierung zum Analytiker und wie die einzelnen Gruppierungen und Institutionen damit umgehen. Des weitern wurden auch die besonderen Schwierigkeiten des psychoanalytischen Lehrens thematisiert, ebenso die Frage, ob Institutionen selber eine Affinität zum Inhalt der Psychoanalyse haben sollten (Stetigkeit wie die IPA, oder unvorhersehbares Pulsieren wie beim Witz und den Erscheinungen des Unbewussten). Auch die Übertragung erwies sich als Phänomen, das auf dem psychoanalytischen Terrain eine besondere Beachtung findet, obwohl sein Vorkommen sich keineswegs auf das psychoanalytische Setting beschränkt.

Mit grosser Sympathie wurde auch das Manifest zur Verteidigung der Psychoanalyse aufgenommen, das im letzten *Che vuoi ?* (Januar 2011) abgedruckt worden ist. Es könnte sein, dass sich in nächster Zeit eine Bewegung formiert, die sich gegen die staatlichen Gängelungen der Psychoanalyse, die in unterschiedlichen Formen in den umliegenden Ländern und ganz ausgeprägt auch bei uns bemerkbar machen (kein Zugang mehr von Nicht-Psychologen und Nicht-Ärzten zur Ausübung der Psychoanalyse; Quantifizierung der Ausbildung; Unterordnung der Psychoanalyse unter die Psychotherapie u.a.m.). Die Zukunft wird es zeigen.

Peter Widmer

Neues aus der AFP

Die AFP hat mit ihrer koordinierenden Funktion einen wichtigen Schritt dafür getan, die im deutschsprachigen Raum tätigen Aktivitäten rund um den Diskurs Lacans miteinander in eine Beziehung zu setzen. Sie ist dennoch nicht gewillt, es bei dieser Funktion bewenden zu lassen, sondern sie will sich weiterhin mit inhaltlichen Fragen der Psychoanalyse auseinandersetzen. Als Thema zeichnet sich die Frage ab, was die behauptete und geforderte Rückkehr Lacans zu Freud tatsächlich bedeutet. In diesem Zusammenhang sind bereits drei interessante Arbeiten übersetzt worden: ein Manifest von Jean Allouch: Freud und dann Lacan; von Philippe Julien: Lacans Rückkehr zu Freud; und von Michael Turnheim: Psychoanalytische Post-Probleme.

In dieser Nummer drucken wir die Arbeit von Jean Allouch ab, der dezidiert die Unterschiedlichkeit von Freuds und Lacans Psychoanalyse herausarbeitet.

Die AFP wird übrigens im Herbst in Zürich zu Gast sein (21. – 23. Oktober) und hier ihre Mitgliederversammlung, verknüpft mit einer Arbeitstagung zu eben diesem Thema, abhalten. Genauere Informationen dazu folgen später.

Freud und Lacan? Freud oder Lacan?

Jean Allouch: Freud, und dann Lacan

MANIFEST. FREUD DEPLATZIERT/ VERSCHOBEN

Die Beweise ermüden die Wahrheit. Braque

Null

Die Psychoanalyse ist eine spezifische und fundierte Disziplin. Was ist ihr Objekt? Die Sache lässt sich nicht leicht formulieren. Die menschliche Psyche? Die Persönlichkeit? Das Unbewusste? Das Objekt a?

Ihre Situation in Bezug auf die Wissenschaft bleibt entsprechend problematisch: Wissenschaft der Seele? Spekulative Wissenschaft? Nicht Wissenschaft, sondern Diskurs? Wahn?

Die als qualifizierend verstandene Abstützung auf den Eigennamen Freuds bewirkt, dass die Antworten auf diese Fragen in einem vorsichtigen und somit willkommenen Schwebzustand bleiben, allerdings mit der möglichen gegenläufigen Folge, sie zu sehr zu vernachlässigen, sie verborgen zu halten. Es hat die Lehre von Lacan „en acte“ gebraucht, um das zu verhüten. Doch wenn wir heute der Ausrichtung seines Werks folgen, so ist diese Stütze selbst problematisch geworden: sind „Freudianer“ und „Lacanianer“ konkurrierend? Sind sie synonym? Welche Dis-symmetrie verbindet die Einen mit den Anderen?

Eins

Freud schuf/schmiedete das Unbewusste (Ubw) mittels einer abduktiven Beweisführung. Charles Sanders Peirce benennt so das Erschaffen einer Hypothese, die es erlaubt, das Fremdartige einer Klasse von beobachteten Phänomenen zu reduzieren. Freud konstruiert eine solche Klasse, indem er zeigt, dass die hysterischen Symptome, die Träume, Fehlleistungen, Witze, aus den selben Mechanismen hervorgehen; unbewusst (Ubw) ist der Name dieser grundlegenden Hypothe-

se, welche die Möglichkeit eröffnet, über die Homogenität dieser Mechanismen Rechenschaft abzulegen. Das bedeutet, mindestens zwei Pole in den psychischen Apparat einzuführen, zwei Instanzen; es handelt sich darum, den Konflikt als solchen gelten zu lassen, denn es gibt Konflikt, da diese Phänomene, jedes auf seine Art und Weise, von der Opposition einer Wunscherfüllung und von etwas, das dieser entgegensteht, zeugen.

Das Objekt Freuds ist dieser psychische Apparat – die Persönlichkeit – gesehen allerdings als grundlegend gespalten in zwei Orte. Es gibt einen Binarismus bei Freud, der zugleich wesentlich und unhaltbar ist. Das Bemerkenswerteste ist, dass Freud, in seinen Schriften, von eben dieser Unhaltbarkeit zeugt. So zum Beispiel:

- die Gegenüberstellung unbewusst/ bewusst/vorbewusst (Ubw/Bw/Vbw) ist seit seinem „Entwurf einer wissenschaftlichen Psychologie zum Gebrauch für Neurologen“, wo Freud drei Arten von Neuronen unterscheidet, grundlegend, wird aber von der zweiten Gegenüberstellung Bw/Vbw begleitet.

- die Gegenüberstellung Sexualtrieb/Ich-Trieb; diese wird sich in den Gegensatz „Lebenstrieb/Todestrieb“ umwandeln, ohne dass weder die eine, noch die andere Opposition es schafft, wirksam zu resorbieren, was stets noch als Partialtrieb gesetzt wird.

- die Gegenüberstellung Liebe/Hass, die Freud in „Die endliche und die unendliche Analyse“ bis zu Empedokles führt, nicht ohne zugleich davon zu zeugen, dass er auf den Widerstand des Kastrationskomplexes gestoßen ist. Dieser Binarismus genügt, um aufzuzeigen, dass das Objekt von Freud nicht das Unbewusste ist, vielmehr – so wie die „Internationale Psychoanalytischen Assoziation“ (IPA) in ihren Statuten die psychoanalytische Wissenschaft definiert – die Persönlichkeit, deren eine Instanz das Unbewusste ist.

Zwei

Carlo Ginzburg, Professor der Geschichte des Mittelalters an der Universität von Bologna, hat die Denkart Freuds im „Indizien-Paradigma“ eingeschrieben, dessen Aufkommen er am Ende des XIX. Jahrhunderts ansetzt. Der Begriff „Indizie“ verweist bemerkenswerterweise auf die Ebene des Persönlichen, dies umso radikaler, als es darum geht, „die Persönlichkeit dort zu umkreisen, wo die persönliche Anstrengung am niedrigsten ist.“

Demnach gibt es auch hier Spaltung, und Freud ist tatsächlich nahe an Morelli (wie er es selbst geschrieben hat), an Sherlock Holmes (wie es die öffentliche Meinung nicht aufhört zu vermuten), an Mabillon, Cuvier, Bertillon (Schöpfer der Anthropometrie), Purkyne (Gründer der Histologie) ... usw. Doch genügt diese Liste allein, um zu zeigen, dass dieses Paradigma der Indizien, das zuviel umfängt, der Psychoanalyse wenig bringt; es verdeutlicht eben gerade nicht, was ihre Spezifität ausmacht.

Drei

Wenn man die Arbeit von Lacan seit seinen letzten Seminaren in Betracht zieht (was eine gute Methode ist innerhalb dieses Indizien-Paradigmas, dessen einer Zug der ist, Prophezeiungen nachträglich zu autorisieren), wenn man der Art und Weise Lacans Rechnung trägt, sich in die Studien des borromäischen Knotens zu stürzen und die Triangulierung seiner drei Dimensionen, Real, Imaginär und Symbolisch (R.S.I.) mathematisch lösen zu wollen, erscheint es nicht falsch, zu bekräftigen, dass Lacan mit I.S.R. der Psychoanalyse ihr Paradigma gegeben hat.

Daraus erfolgt eine Verschiebung der Fragen; im Besonderen handelt es sich nicht mehr um Konflikt, sondern um Verknotung/Entknotung (siehe seine Lektüre von Joyce), es handelt sich nicht mehr um eine unhaltbare Zwei, sondern um eine mögliche Drei. Da, wo die Zwei nicht aufhörte, Probleme zu bereiten, macht man einen radikalen Schnitt, indem man ein Drittes als Erstes setzt.

Man wird sich nicht wundern, dass darauf eine Infragestellung des Status des Ubw folgte, und dass Lacan gesagt haben soll, das Ubw sei von ihm, oder gar behauptet habe, etwas eingeführt zu haben, das „noch weiter geht als das Unbewusste“. Diese Problematisierung liegt genau auf der Linie der Einführung eines neuen Paradigmas; man mag sich eher darüber wundern, dass dies nicht ausdrücklich formuliert wurde.

Vier

Was die Entdeckung eines neuen Paradigmas, wie auch die Folgen seiner Einsetzung betrifft, so zeigt sich nun, dass die relevanten Merkmale, wie sie von Thomas S. Kuhn hervorgehoben wurden, sich gut und gern im Verhältnis von Lacan zu Freud finden.

ENTDECKUNG: Kuhn stellt fest, dass diese sich ereignet, wenn eine Disziplin in einer Krise steckt, und wenn diese Krise erkannt worden ist; ein Zeichen für diesen Befund ist die ausufernde Vermehrung unterschiedlicher Versionen. So war es bei den Anhängern Freuds der Fall, auch ohne die Dissidenten mitzurechnen. Kuhn bemerkt auch, dass das Einsetzen des neuen Paradigmas bei dem, der sich dieser Arbeit unterzieht, mit dem Bewusstsein der Anomalien der herrschenden Theorie beginnt.

Nun wurde, diese Anomalie von Lacan bestens eingekreist: „Der Narzissmus – schreibt er 1932 in seiner Doktorarbeit – erweist sich in der Ökonomie der psychoanalytischen Lehre faktisch als terra incognita/unerforschtes Gebiet (unterstrichen von ihm), deren Grenzen abzustecken die aus den Studien der Neurosen hervorgegangenen Forschungsmethoden erlaubt haben, doch in seinem Innern bleibt es mythisch und unerkannt. Die Psychoanalyse wird in der Behandlung der Psychosen unwirksam bleiben, wenn sie sich nicht von den Psychosen instruieren lässt, um dem Narzissmus seine Konsistenz zu geben. Von daher auch die erste Intervention Lacans im Freudschen Feld, die Einführung des Spiegelstadiums, eine Intervention, deren Tragweite zwei Jahre später, in dem Text über die Familienkomplexe, deutlich wurde, als Lacan schrieb: „Freud verschließt sich [...] dem Begriff der Autonomie der Formen“.

Der Ausgangspunkt des neuen Paradigmas, man sieht es, ist nicht bei Freud. Diese Art einer Setzung, die von anderswo kommt, ist ein weiteres Kriterium, das von Kuhn hervorgehoben wird; das Auftauchen eines neuen Paradigmas, bemerkt er, ist öfters die Sache eines jungen Mannes, Neuankömmling in der Disziplin, oder an ihrem Rand situiert. Dies war der Fall von Jacques Lacan innerhalb einer französischen Gruppe, die ihrerseits marginal war. AUSWIRKUNGEN: Auf der Ebene der Folgen der Einführung eines neuen Paradigmas isoliert Kuhn eine Anzahl von Kriterien.

1) Das neue Paradigma ändert die Bedeutung der etablierten Konzepte, 2) es verschiebt die Probleme, die sich der Forschung anbieten, 3) es liefert Anhaltspunkte, um darüber zu entscheiden, ob Probleme relevant und Lösungen legitim sind, 4) es modifiziert die wissenschaftliche Vorstellungskraft selbst (das stand mit der lacanianischen Topologie auf dem Spiel, und wird heute größtenteils vernachlässigt) 5) es führt neue Praktiken ein und verändert so die Erfahrung (zu diesem letzten Punkt: das Fokussieren auf den Kampf zwischen dem Freudismus und Lacan bezogen auf nicht die „kurzen“, vielmehr die skandierten Sitzungen, kann hier endlich als begründet anerkannt werden: ein solcher Kampf spricht, nach Kuhn, für den Konflikt zwischen zwei Paradigmen.)

Es ist klar, dass diese fünf Kuhnschen Merkmale das definieren, was die Arbeit von Lacan seit dem 8. Juli 1953 war, seit dem Tag, als er zum ersten Mal die drei Einheiten I.S.R. als solche vorgebracht hat. Die Gesamtheit der Arbeiten Lacans vor diesem Datum erweisen sich von diesem Punkt her als enorme Anstrengung, zunächst die psychiatrische Wissenschaft und dann die Psychoanalyse auf der einzigen Basis der zugleich strukturierenden und entfremdenden Funktion des Bildes zu rekonstruieren (cf. der grundlegende Text über die Familienkomplexe, wo er den Ödipus und die Freudsche Kastration ablehnt, indem er sie, vom Spiegelstadium aus-

gehend, besser situiert, als es die „zu hastigen Intuitionen“ – diejenigen Freuds in Totem und Tabu – getan hatten; man beachte auch sein Konzept der „resolutiven Identifikation“ in den Vierzigerjahren und seine Definition der Analyse als gelenkte Paranoia.

Fünf

Kuhn unterscheidet drei Fälle bei der Einführung eines neuen Paradigmas: 1) diese Einführung schafft eine wissenschaftliche Ausrichtung in einem Feld, das bis dahin nur von Lehrmeinungen bestimmt war. Dieser Fall entspricht dem, was in der postbachelardschen französischen Erkenntnistheorie „epistemologischer Schnitt“ genannt wurde; 2) diese Einführung setzt im Rahmen einer schon bestehenden Disziplin ein neues Paradigma an die Stelle eines alten; 3) diese Einführung ist die Umarbeitung eines bestehenden Paradigmas, das dann über diese Umarbeitung, und dank ihr, richtungsweisend bleibt. Weder der erste noch der dritte Fall entspricht dem Bezug Lacan/Freud.

Lacan hat die Psychoanalyse nicht begründet; er hat auch kein von Freud erfundenes Paradigma umgestaltet. Jeder Versuch, Freud auf Lacan abzustimmen, bei Freud Äquivalenzen für I. S. und R. gelten lassen zu wollen, schlägt fehl, auch wenn dies in einzelnen Punkten nicht uninteressant sein mag. Das Ternär/die Dreierheit I.S.R. als solche gibt es bei Freud nicht. Viel eher ist Lacans Umgang mit Freud als ein Vorgehen zu denken, bei dem er I.S.R. unter den Fuß von Freud „gleiten lässt“ („glisser sous le pied de Freud“: diese Metapher ist von Lacan). Freud, bemerkte Lacan, war kein Lacanianer. Die Verknüpfung I.S.R., bei Freud abwesend, ist also auch das, was der Ausdruck „lacanianisch“ bezeichnet, auch bei Lacan selbst. Das heißt, dass die Artikulation Lacan/Freud als eine Substitution zu situieren ist. Ist es eine metaphorische oder eine metonymische Substitution? Keinesfalls kann vom lacanschen Paradigma behauptet werden, dass es die Bahnung Freuds metaphorisieren würde; die Substitution eines Paradigmas durch ein anderes (das unterscheidet die von Kuhn unterschiedenen Fälle zwei und drei) zeigt, dass diese Paradigmen inkommensurabel sind; und wie es der Ausdruck „gleiten lassen“ nahe legt, den Lacan benutzt, wenn er Freud mit I.S.R. befragt, wenn er Freud mit I.S.R. konfrontiert, ein Ausdruck, der das Gleiten des Partialobjekts unter der Signifikantenkette evoziert, muss man die Artikulation Lacans mit Freud auf der Ebene einer metonymischen Substitution festmachen.

Lacan deplatziert/verschiebt Freud. Das ist die Singularität seiner Position gegenüber Freud. Lacan ist weder ein Epigone von Freud, noch ein Häretiker im Hinblick auf die Psychoanalyse. Indem Lacan Freud deplatziert/verschiebt, konstituiert er das Objekt der Psychoanalyse als metonymisches Objekt, nicht weniger metonymisch als das Objekt des Triebes und des Phantasms.

Sechs

Die metonymische Substitution impliziert eine Nachbarschaft, eine Konnexität. Das Feld dieser Nachbarschaft erscheint historisch konstituiert durch das, was Lacan später das „paranoische Feld der Psychosen“ nennen wird. Es handelt sich nun noch deutlicher darum, die Paranoia als grundlegend für eine Theorie der Persönlichkeit zu berücksichtigen.

Diese Perspektive haben Freud und Lacan gemeinsam. Was Freud mit der narzisstischen Grund-Neurose erfasst hat, dem gibt Lacan Gestalt; die Nachbarschaft ist hier, in dieser Nähe der Grenze zum Inneren, wovon schon in Punkt vier die Rede war. Diese Nachbarschaft erlaubt die metonymische Substitution: zunächst tritt eine Theorie des Narzissmus an Stelle einer anderen Theorie des Narzissmus, von der man sagen muss, dass sie viel formloser ist. Die Ersetzung eines Paradigmas durch ein anderes findet erst später statt (im Jahr 1953), als Lacan den ersten Teil seines Werks besiegelt mit der Benennung der Dimension des Imaginären als solcher, anders gesagt, als nicht reduzierbar auf die Dimensionen des Symbolischen und des Realen.

Nur von da aus kann die Frage angegangen werden, was das Freudsche Paradigma war, oder besser, was es gewesen sein wird. Das Freudsche Paradigma erscheint im Nachhinein als etwas, das nicht nur dieses oder jenes Element, diese oder jene Zeit der Ausarbeitung seiner Lehre gewesen ist, vielmehr, um genau zu sein, ist es der Fall gewesen, jeder der von Freud berichteten Fälle.

Dass die allerersten Seminare von Lacan (die den öffentlichen Seminaren vorausgingen) einem buchstäblichen Kommentar von Freuds Fällen gewidmet waren, bekommt hier seine ganze Tragweite. Unter „Fall“ versteht man auch jenes „famillionär“, das Lacan ein ganzes Jahr lang befragt hat, und für dessen Lektüre er seinen Graphen entworfen hat. Lacan kennzeichnete diese Art des Lesens, indem er sagte, es handle sich darum, „den Fall zum Paradigma zu bringen“. Diese Formel gibt in ihrer Mehrdeutigkeit exakt den Tenor sowohl von Freud, wie von Lacans Verbindung mit Freud wieder. Ist die Psychoanalyse hier nicht innovativer als man glaubt, oder gar als man es sich vorstellt? Und muss man diese Tatsache mit der Singularität ihrer Position gegenüber dem wissenschaftlichen Diskurs in Verbindung setzen?

Es ist nämlich klar, dass sich die Operation, die sich der Einsetzung des Paradigmas des Falls substituiert (Freuds bahnbrechender Neuerung, die sich radikal vom medizinischem Diskurs trennt), das explizite Paradigma der Verknotung der drei Dimensionen, sich weder im ersten noch im zweiten von Kuhn unterschiedenem Punkt fassen lässt (siehe Punkt vier). Es nimmt an beiden teil, ohne sich auf eines der beiden zu reduzieren.

Sieben

Im selben Moment, als Lacan bestrebt war, dem Paradigma R.S.I. über den borromäischen Knoten seine Konsistenz zu geben, hat er seinen eigenen Parcours markiert, indem er sagte, er habe den Akzent zuerst auf das Imaginäre gesetzt, dann auf das Symbolische und schließlich auf das Reale. Weil Lacan von einem archimedischen Punkt ausgegangen ist, der bei Freud nicht da war – d.h., das „Ich“/moi als reine Identifizierung mit dem Spiegelbild von Seinesgleichen – hat er den Signifikanten im Paradigma von Freud gelesen, im Fall, und nicht in der freudschen Theorie, denn der Begriff von „Vorstellung/ /représentation“ vermengt das, was zum Symbolischen und was zum Imaginären gehört, und macht es ununterscheidbar.

So bemüht sich der Vortrag von 1953, der S.I.R. einführt, in erster Linie um die Unterscheidung des Imaginären vom Symbolischen (ich habe anderswo gezeigt, dass sich Lacan für diese Unterscheidung wesentlich auf die „Translitteration“ gestützt hat). Und während einer ganzen Zeitspanne (bis zur Einführung des Borromäismus), konnte die Unreduzierbarkeit des Realen nur im Zusammenhang mit der Unterscheidung des Realen und der Realität artikuliert werden...

Lacan lesen besteht heute darin, jede einzelne seiner Lektionen, jeden einzelnen seiner Texte in Funktion dieser grundlegenden Zeichensetzung/ Markierung in seinem Werk zu situieren; das heißt, ihn mit seinen eigenen Koordinaten zu lesen. Hier ist die wahre Entkoppelung von jenem „Lacan hat gesagt“, des Arguments, das umso mehr Autorität macht, als es die Sackgasse seiner Lektüre aufrecht erhält.

Acht

Im Weiteren gibt die hier vorgeschlagene Ortung der Artikulation Lacan/Freud den Weg frei für ein anderes Lesen von Freud, das vorerst über eine neue Freud-Übersetzung geht. Wie es die Arbeiten der „Transa“ bezeugen (Littoral No 13, wie auch das Bulletin der Transa), handelt es sich um einen anderen Zugang als denjenigen, der sich der Beförderung dessen weihet, was heute blüht und was ich das Amalgam „freudo-lacanisches“ nennen würde. Man tut so, als wenn das Ich Freuds das Ich von Lacan wäre, die Freudsche Vorstellung der Signifikant, der Wunsch das Be-

gehen ... usw. Man übersetzt Freud nicht, man assimiliert ihn, und das zum selben Zeitpunkt, wo man sich entscheidet, die gesprochenen Seminare von Lacan nicht zu transkribieren, sondern sie zurechtzubügeln. Dieser Ulk geht dem quasi unmittelbaren Misskredit, dem er begegnet, voraus.

Das lacanianische Paradigma als solches wahrzunehmen, heißt auch, damit aufzuhören, sich den irreduziblen Differenzen Lacans mit Freud gegenüber blind zu stellen; das hieße, dem Amalgam die Ableger/Strahlen (gammes) des Agalma vorzuziehen. Es ist gleichbedeutend zu sagen, dass Lacan Freud deplatziert/verschiebt indem er der Psychoanalyse mit R.S.I. ihr Paradigma gibt, und zu sagen, dass vom einen zum anderen, das Agalma seine Ableger (gammes) macht.

Neun

Das lacansche Paradigma ernst zu nehmen, heißt, die Psychoanalyse nach der Wissenschaft auszurichten dort, wo die Metapher des „zurück zu“ sie einem patentierten philosophischen Modus angenähert hatte. Diesen Modus zum Modell zu nehmen, hätte die Psychoanalyse dazu geführt, sich als eine neue Religion anzubieten: die derart konstruierten Philosophien erweisen sich alle als stark von Religion durchtränkt.

Das Register des „zurück zu ...“ ist nicht von derselben Art wie dasjenige des „Nachträglich(en)“. Das erste entfaltet die Nostalgie eines Wissens, das schon da ist, umso mehr schon da, als es ein verlorenes Wissen ist, verdeckt, verkannt, sogar systematisch verkannt. Die Sache ist offensichtlich in der Bindung Heideggers an den Ursprung der griechischen Philosophie. Heidegger schmiedet einen griechischen Diskurs, seine Bindung an die „Vorsokratiker“ (die Anführungszeichen sind die seinen) verkörpert den Typ einer Diskursivität im Sinn von M. Foucault, bis zur Denunziation des Platonismus, isomorph zu jener der Freud – Nachkommen Lacans.

Dieses verkannte Wissen, das dank der Operation eines „zurück zu“ eines Tages wiedergefunden worden ist, ist stets nur ein in Erinnerung gerufenes Wissen, vergleichbar einer Reservetruppe, wenn die reguläre Armee nicht mehr genügt. Das „Nachträgliche“ hingegen erfindet ein Wissen, von dem aus sich die erste Bahnung, als solche unerreichbar, als das geschrieben findet, was sie gewesen sein wird. Nicht mehr als das, aber auch, und vor allem, nicht weniger, denn „mehr“ kommt hier einem „zuviel“ gleich.

Das „zurück zu Freud“ kann in keiner Art und Weise als Eröffnung des Werks Lacans bezeichnet werden; man wird es als Drittes, situieren, wenn man zuerst das Entschleiern der Funktion des Bilds des andern über die Erforschung der Paranoia berücksichtigt, dann – und von da an – das Engagement Lacans für die Psychoanalyse, ein Engagement, das sich nicht Freud unterordnete (jeder seiner frühen Texte unterstreicht das), vielmehr der psychoanalytischen Wissenschaft. So erweist sich „zurück zu Freud“ als der Name der Stütze, die Lacan in den Freud-schen Texten suchen wird, nachdem er das Ternär „Symbolisch/ Imaginär/Real“ erfunden hatte.

Die Erfindung dieses Paradigmas, das als solches nicht freudianisch ist, entfernte Lacan von Freud. Dass die Parole eines „zurück zu Freud“ gleich darauf erfolgte, zeigt genügend, dass Lacan die Gefahr gesehen hatte. Von diesem Moment an, ja, geht er zurück zu Freud, aber um das neue Paradigma in die Psychoanalyse einzuschreiben. Der analytische Diskurs scheint einer der Namen dessen zu sein, womit Lacan versucht hat, I.S.R. Freud zu unterschieben. Das ist einer der Pole der Diskrepanz, die notwendigerweise seine Auseinandersetzung mit Freud von dem Moment an prägte, wo eine derart fundamentale Erfindung wie S.I.R. gemacht worden war; der andere Pol war die Entwicklung der Implikationen des Paradigmas selbst: es war notwendig, dieses Ternäre einzusetzen, nicht irgendwo, vielmehr bei Freud. Jede Verschiebung bringt eine Substitution mit sich. Weil die Diskursivität bei Lacan weder das Erste noch das Letzte ist, weil sie nicht die letzte Verzifferung ist, die Lacan produzierte, um sein Verhältnis zu Freud zu schreiben (die letzte Verzifferung ist „nodologisch“), weil die wirkliche Anerkennung des Akts, der einen Diskurs eröffnet, diesen Diskurs subvertiert/unterläuft, ohne sich innerhalb der Prob-

ematik der Diskursivität denken zu lassen, weil die lacansche Niederschrift der vier Diskurse, bei Lacan selbst, nicht das (ganze) Ensemble der Diskurse umfasst, und vor allem, weil es dieser Schrift, indem sie die Plätze der Produktion und des Agenten unterscheidet, nicht gelingt, das Schließen (bouclage) der analytischen Erfahrung zu erfassen insofern, als sich der Agent hier als Produkt erweist – (aus diesen Gründen) kann das Mathem der vier Diskurse nicht als das Mathem der Psychoanalyse bezeichnet werden, noch, a fortiori, als ihr Paradigma gelten.

Zehn

Wie hat sich das Paradigma S.I.R. installiert? Mit welchen Einsätzen? Es ist klar, dass im Fall von Deplatzierung/Verschiebung und metonymischer Substitution eine Gefahr auftaucht, und zwar die, sehen zu müssen, dass diese Verschiebung nicht als solche anerkannt, vielmehr verworfen wird, beispielsweise, indem sie sich anderswo produziert als dort, wo sie sich hätte produzieren müssen, damit sich Substitution ergeben hätte. In einem Text von 1946 hat Lacan ausdrücklich bezeugt, diese Gefahr wahrgenommen zu haben. Lacan notiert, dass Freud das Ich mit dem System „Wahrnehmung–Bewusstsein“ identifiziert, und teilt mit, dass er sich von dieser Sichtweise des Ichs trennt als von der „gewöhnlichsten Sichtweise“, „die das Ich mit der Synthese der Verbindungs–Funktionen des Organismus identifiziert“.

Freud, fügt Lacan hinzu, ist „im Gegensatz zur ganzen Bewegung seiner Nachforschungen, darin gefangen geblieben – und schließlich hätte seine Epoche anzugreifen vielleicht bedeutet, sich aus der Möglichkeit wissenschaftlicher Kommunikation auszuschließen?“ Dieser Text, der die Verbindung zwischen dem Angriff und einem möglichen Ausschluss, der daraus folgen könnte, nachzeichnet, ist wahrhaft prophetisch. Das wird klar, wenn man akzeptiert, das, was hier bezüglich Freud gesagt wird, auf Lacan zu verschieben; eine Verschiebung, die legitim ist, da es Lacan ist, der, seit 1936, der Agent dieses Angriffs gewesen war (wir sind 13 Jahre später). Das wäre nicht das erste Mal, dass Lacan – paranoisches Wissen verpflichtet – bezüglich des Objekts Freud etwas formuliert, das wesentlich ihn, Lacan, betrifft. Ich sage, dass dieser Text prophetisch ist, da sich sieben Jahre später etwas ereignete, das nach meiner Kenntnis noch niemand festgehalten hat, nämlich, dass die allererste Formulierung des Paradigma I.S.R. am 8. Juli 1953, am selben Tag (allerhöchstens, am folgenden Tag) erfolgte, an dem Lacan den Brief des Generalsekretärs der IPA bekam, worin sein Austritt aus der „Société parisienne de psychanalyse“ (S.P.P.) und damit aus der I.P.A. offiziell beglaubigt wurde. Der Brief Eisslers wurde am 6. Juli verschickt, S.I.R. wurde am 8. vorgestellt! Demnach erscheint dies als das politische und theoretische Groß-Ereignis der Auseinandersetzung Lacans mit Freud. Alles, was ihm voranging, oder darauf folgte, muss von hier aus gedacht werden.

Halten wir in Klammern fest, dass Lacan noch ein anderes Mal einen „Ausschluss“ in eine theoretische Erfindung umwandelte: die Benennung des universitären Diskurses erfolgte als Antwort auf den Ausschluss des Seminars vom Schutz, den die Ecole Normale Supérieure ihm geboten hatte (die Daten bezeugen es auch hier). Am 26. Juli 1955 sind alle Zweideutigkeiten über die Ablehnung der I.P.A., die S.F.P. als Mitglieds-Gesellschaft anzuerkennen, aufgehoben. Daraufhin, und erst daraufhin, beim nächsten Wiederbeginn des Semesters, und in Wien, wird Lacan seine Parole eines zurück zu Freud lancieren, und erst von jetzt an, wird er seine Position „freudianisch“ nennen – und – noch muss man auf 1964 „warten“, damit sich diese Position auf die Gründung, nicht mehr einer französischen psychoanalytischen Gesellschaft (société), vielmehr einer in Paris lokalisierten Freud-Schule auswirken wird.

So findet sich in den Ereignissen der Beweis dieser Wechselbeziehung zwischen dem Ausschluss und dem Angriff, die Lacan seit 1946 so gut erfasst hatte. Ich sage, dass dieser Angriff in der Einführung eines neuen Paradigmas für die Psychoanalyse besteht, anders gesagt, in einer Deplatzierung/Verschiebung Freuds. Man überholt Freud nicht, man erweitert ihn nicht, man interpretiert ihn nicht einmal: hier deplatziert/ verschiebt man ihn.

Beim Konflikt Lacans mit der IPA stand die Einführung eines neuen Paradigmas in die Psychoanalyse auf dem Spiel (doch die Angelegenheit ist noch nicht vorüber, sie hängt heute von uns ab). „Meine Drei sind nicht die seinen“, sagte Lacan in Caracas während einer seiner letzten Interventionen. Eben vorher hatte er erklärt: „Es ist an euch, Lacanianer zu sein, wenn ihr wollt. Ich, ich bin Freudianer.“ Halten wir fest, dass mehr als drei Jahre später keine der Institutionen, die sich gebildet haben, die Kühnheit hatte, diesen Ball im Flug zu fassen. Und das „tous lacaniens“ von Jacques-Alain Miller am 13. Dezember 1979 zeugt, gegen allen Anschein, von derselben Enthaltung: die affirmative Universale, Lacan hat es genügend eingehämmert, impliziert keineswegs die Existenz.

Das heißt, man besteht weiterhin darauf, sich in Identifizierung mit Lacan als „freudianisch“ zu proklamieren, vielleicht, um diesen identifikatorischen Zug aufrechtzuerhalten; so verpasst man sowohl Lacan wie Freud, anders gesagt, ihre Artikulationen. Denn „lacanianisch“ hat hier, im Mund Lacans, eine präzise Bedeutung. Der Term bezieht sich nicht auf die Person Lacans, vielmehr auf R.S.I., auf diese singuläre Drei, die noch auf die Anerkennung ihres Status eines Paradigmas für die Psychoanalyse wartet.

Paris, 2. Juli 1984

Übersetzer: Georgette Schosseler-Prum, Regula Schindler, Danièle Gaspard et al.

Buchbesprechungen

Sigmund Freud: *Unterdess halten wir zusammen. Briefe an die Kinder.*

Herausgegeben von Michael Schröter unter Mitwirkung von Ingeborg Meyer-Palmedo und Ernst Falzeder. Aufbau-Verlag, Berlin 2010.

In einem exemplarischen Sinne «normal». *Ein bewegendes Dokument – Sigmund Freuds Briefe an seine Kinder*

«Ich habe wenig Wünsche übrig für mich selbst», schreibt der krebserkrankte, sechundsiebzigjährige Sigmund Freud am 10. Mai 1932 an seinen Schwiegersohn Max Halberstadt aus Wien nach Hamburg. Aber er nimmt weiterhin teil an den Wünschen und dem Geschick auch der entfernten Familienmitglieder: «(. . .) ich schliesse mich mit ganzer Seele Euren Erwartungen an, dass Ihr besseren Zeiten entgegengeht». Die «besseren Zeiten» freilich erwiesen sich als illusorisch. Zwei Monate später starb die Mutter des Schwiegersohns, der schon im Jahrzehnt davor nach dem frühen Tod seiner Frau, der zweitjüngsten Freud-Tochter Sophie, auch seinen von allen, zumal vom Grossvater, geliebten fünfjährigen Sohn, das «Heinele», verloren hatte.

Im Jahrestakt

Die düstere Wendung von Freuds späterer Psychologie zum Todestrieb ist nicht ohne diesen Hintergrund zu denken. Zeitgeschichtlich stand es noch schlechter: Nur ein halbes Jahr nach dem Brief an den Schwiegersohn erfolgte die Machtübergabe an Hitler, 1938 dann der «Anschluss» Österreichs, der die Emigration der Grossfamilie Freud erzwang. Umso mehr aber wird der Familienzusammenhalt gewahrt: «Unterdess halten wir zusammen», lautet Freuds Schlusssatz in dem zitierten Brief an den Schwiegersohn.

Der Satz steht jetzt zu Recht im Titel einer lesenswerten, bewegenden Sammlung der Briefe Sigmund Freuds an seine Kinder und weitere Adressaten aus dem Familienkreis. Der Freud-Kenner Michael Schröter hat sie ediert und eingehend kommentiert. Dass die selten erhaltenen Gegenbriefe nur in Auszügen dokumentiert werden, mag man bedauern.

Martha und Sigmund Freud hatten von 1887 bis 1895 fast im Jahrestakt, verbunden mit einer ausserordentlichen Belastung vor allem der Mutter, aber beider Wunsch nach einer grossen Familie entsprechend, insgesamt sechs Kinder bekommen: zuerst Mathilde, die vor Freuds jüngster Tochter Anna das Kind mit dem grössten Interesse an der entstehenden Psychoanalyse war; dann 1889, 1891 und 1892 die drei Söhne Martin, Oliver und Ernst, die in ihrem beruflichen und ehelichen Leben nicht immer glücklich agierten und auf die finanzielle Unterstützung des Vaters angewiesen blieben. Die Sequenz ihres Sterbens – Martin 1967, Oliver 1969, 1970 Ernst – war wie die bei ihrer Geburt. 1893 war Sophie geboren worden, die Mutter des «Heinele» und Frau Max Halberstadts, die so früh verstarb. Im Dezember 1895 schliesslich kam Anna hinzu, die im Unterschied zu allen anderen Geschwistern unverheiratet blieb, in einer homophilen Beziehung mit der Amerikanerin Dorothy Burlingham lebte und die Statthalterin ihres Vaters in der Psychoanalyse wurde.

Ein offenes Ohr

Die Briefe an die zum Teil schon herangewachsenen Kinder setzen 1907 ein. Man erlebt einen Vater, der nach den Gesetzen des bürgerlichen Lebens im Alltag meist nur kurz, zu den Mahlzeiten, präsent ist – das ändert sich allerdings in den gemeinsamen Ferienzeiten –, jedoch stets ein offenes Ohr für die Anliegen, die Freuden und Leiden seiner Kinder hat. Martin notiert in seinem Buch der Erinnerung an den Vater zwar nicht ohne eine gewisse Resignation, vielleicht gar Bitternis: «Der Sohn eines Genies bleibt der Sohn eines Genies; er hat nur geringe Chancen, menschliche Anerkennung für das, was er auch immer tun mag, zu bekommen, falls er versucht, für irgendetwas, was von seinem Vater losgelöst ist, Berühmtheit zu erlangen.» Aber er vermerkt dankbar, dass der Übervater es nie an Aufmerksamkeit und Hilfe fehlen liess: «Wenn wir ihn wirklich brauchten, stieg er von seinen olympischen Höhen herab, um uns zu retten.»

Jene «gleichschwebende Aufmerksamkeit», die das vielleicht wichtigste Prinzip der psychoanalytischen Therapie geworden ist, wendet Vater Freud auch allen seinen Kindern zu. Zugleich behandelt er sie als Individuen: Gerechtigkeit und Liebe weiss er zu verbinden. Von der abgründigen Ungleichbehandlung in der ebenfalls an einem Genie laborierenden Familie Thomas Manns ist die Familie Freud Lichtjahre entfernt. Die Briefe können das Zerrbild, das Eva Weissweiler von den Freuds entworfen hat, nachhaltig korrigieren.

Väterliche Autorität

Gewiss ist auch der Freud dieser Briefe väterliche Autorität: Mit seinen Vorstellungen und Wünschen hält er nicht hinter dem Berg, wenn sein Verantwortungsgefühl ihm nahelegt, sich einzumischen; am deutlichsten bei den Töchtern, deren Heiratswünsche – im Falle von Anna auch ihre Nicht-Heirats-Wünsche – er sehr kritisch kommentieren kann. Aber letzten Endes respektiert er den Eigenwillen der Kinder. Er nimmt sie ernst – und zeigt das gerade durch seine unverblühte Aufrichtigkeit und schnörkellose Direktheit.

Dass der Wille der Kinder gebrochen werden müsse, diesem Prinzip der «schwarzen Pädagogik» ist der Psychoanalytiker nie gefolgt. Aus den Briefen sprechen vielmehr Wärme, Güte und – wie stets bei Freud, der einer der grossen Briefschreiber der Geschichte ist – ein anziehender, liebevoller Humor. Sigmund Freud baut seine Kinder auf, statt sie klein zu halten oder klein zu machen. Es waren gerade «die reizenden schlimmen Kinder», so der Herausgeber, «die er besonders liebte».

Glückliche Kindheit

Natürlich werden die Leser dieser Briefe nicht von den Klischees abstrahieren können, die sie mit dem Vater der Psychoanalyse verbinden. In der Tat fehlt es auch hier beispielsweise nicht an dem unvermeidlichen «ödipalen» Stoff. Aber die jahrzehntelangen, jetzt wieder reaktualisierten Debatten über Realität oder Fiktionalität des sexuellen Missbrauchs kann man, nicht ohne eine gewisse Erleichterung, getrost vergessen. Das gilt auch für die Beziehung Freuds zu seiner jüngsten Tochter Anna, die immer mehr zu seiner geliebten, in den späten Jahren unersetzlichen «Anna-Antigone» wird. Der Briefwechsel mit ihr füllt denn auch einen ganzen Band, der bereits 2006 gesondert erschienen ist. Aber Freud kontrolliert sich auch hier so gut, dass er sich über die tiefe Zuneigung zu ihr im Klaren ist, ohne ihre Selbstentfaltung, selbst in homoerotischen Dingen, hindern zu wollen.

Das Schönste an den Briefen Freuds an seine Kinder ist es, dass sie weit von einem pathologischen Dokument entfernt sind. In einem exemplarischen Sinn sind sie «normal». Wer erfahren will, was eine glückliche Kindheit ist, so wieder der älteste Sohn Martin in seinem Erinnerungsbuch, seinem letzten Brief an den – längst toten – Vater, sollte diese Briefe lesen.

Ludger Lütkehaus

(aus der nzz, 26. Januar 2011)

Nochmals: Die Kontroverse um Michel Onfrays Buch *Le crépuscule d'une idole. L'affabulation freudienne*

Elisabeth Roudinesco: Onfray und das anti-freud'sche Phantasma

Besprechung von: Michel Onfray, *Le crépuscule d'une idole. L'affabulation freudienne*, Paris: Grasset 2010, 613 Seiten [eine von Stephanie Singh erstellte Übersetzung erscheint April 2011 unter dem Titel *Anti Freud. Die Psychoanalyse wird entzaubert* im Münchner Verlag Knaus].

Michel Onfray, Gründer einer Volksuniversität in Caen, ist durch das Projekt einer „*Gegen-Geschichte der Philosophie*“ bekannt geworden, die sich methodisch auf das Prinzip der Vorzeichnung stützt: Alles liegt bereits in Allem vor, bevor das Ereignis selbst eintritt. Dies hat es ihm ermöglicht, so manches Ungeheuerliche zu behaupten: Immanuel Kant sei der Vorläufer von Adolf Eichmann – weil letzterer sich als Kantianer bezeichnete (*Le Songe d'Eichmann*, Paris: Galilée 2008) –, die drei Monotheismen (Judentum, Christentum und Islam) seien auf Völkermord angelegte Unternehmungen, im Evangelisten Johannes wäre Hitler und in Jesus Hiroshima vorgezeichnet, und sämtliche Moslems seien Faschisten (*Wir brauchen keinen Gott*, München/Zürich: Piper 2006). Als Begründer des Monotheismus – der auf dem Todestrieb beruht – seien somit die Juden die Erstverantwortlichen für alles Unheil im Abendland. Diesem todbringenden Unternehmen setzt Onfray eine hedonistische, sonnenhafte und heidnische, vom Lebenstrieb eingenommene Religion entgegen.

Unter demselben Blickwinkel habe er, sagt Onfray, in fünf Monaten das gesamte Freud'sche Werk gelesen und dann diese *Götzendämmerung* [*Crépuscule d'une idole*] abgefasst. Das mit Irrtümern gespickte und von Gerüchten durchzogene Werk, ohne bibliographische Quellen, ist nichts als die Projektion der Phantasien des Autors auf die Person Freud. In der Tat spricht Onfray in der ersten Person und wagt sich mit der Idee vor, Freud habe das Abendland pervertiert, indem er 1897 ein ödipales Komplott erfand, d.h. eine autobiographische Erzählung,

die nichts wäre als ein Ausdruck seiner eigenen Pathologie. Er macht aus dem Wiener Theoretiker einen „Fälscher“, motiviert von „Geld, Grausamkeit, Neid und Hass“ (S. 44 und 85). Dieser Gestalt gegenüber, die ihm als Popanz dient und deren Untergang er verkündet, bemüht sich Onfray um eine Aufwertung des Schicksals der Väter und zunächst einmal seines eigenen.

Weil Freud von seiner Mutter angehimmelt wurde, nimmt Onfray an, der Gründer der Psychoanalyse sei ein Perverser, der seinen Vater hasse und seine drei Töchter Mathilde, Sophie und Anna psychisch missbraucht habe. Die Wiener Wohnung war ihm zufolge ein Freudenhäus und Freud ein Ödipus, dessen Denken sich nur darum drehte, tatsächlich mit seiner Mutter zu schlafen und wirklich seinen Vater umzubringen, um inzestuöse Kinder zu erzeugen, denen er umso besser Gewalt antun konnte.

Onfray lässt sich auf ein von Carl Gustav Jung erfundenes Gerücht ein, wonach Freud 1898 eine Liaison mit Minna Bernays, der Schwester seiner Frau Martha, hatte, und malt sich alsdann im Anschluss an amerikanische Historiker der sogenannten „revisionistischen“ Strömung aus, dass er sie geschwängert und danach gezwungen hätte abzutreiben. Onfray, der sich ebenso wenig um die Gesetze der Chronologie wie um die der Zeugung kümmert, versetzt dieses Geschehen ins Jahr 1923. Zu diesem Zeitpunkt war Minna 58 und Freud 67 Jahre alt.

Onfray geht noch weiter: Freud hätte der Versuchung nicht widerstehen können, sich einer Operation an den Samenleitern zu unterziehen, mit dem Ziel, seine sexuelle Potenz zu vergrößern, um so Minnas Körper besser genießen zu können (S. 246). Die Wirklichkeit ist ganz anders: 1923 hatte Freud gerade von seiner Krebserkrankung erfahren und ließ diese sogenannte „Steinach'sche Operation“ der Unterbindung der Samenleiter durchführen, weil man zu jener Zeit annahm, dass diese Operation Krebsrezidive verhindern konnte.

Wenn Freud ein Perverser ist, wird seine Lehre damit zur Verlängerung einer noch schwereren Perversion: Für Onfray wäre sie „das Produkt einer dekadenten fin-de-siècle Kultur“, „die sich wie eine giftige Pflanze verbreitet hat“ (S. 566 f.). Der Autor nimmt so einen seit Léon Daudet bekannten Themenkreis wieder auf, wonach die Psychoanalyse eine parasitäre Wissenschaft wäre, erdacht von einem degenerierten Hirn und entstanden in einer lasterhaften Stadt.

In derselben Weise wendet er die von den Nazis erhobene Anklage, „jüdische Wissenschaft“ zu sein, gegen die Psychoanalyse, um aus dieser eine rassistische Wissenschaft zu machen (S. 532 f., 566 ff.), und behauptet, dass die Nazis die Ausführung des durch Freud theoretisierten Todestribs bis an sein barbarischstes Ende getrieben haben, bedeute, dass Freud ein Bewunderer aller faschistischen und rassistischen Diktatoren sei (S. 228, 476, 524-532). Doch Freud soll noch Schlimmeres getan haben: Indem er 1939 *Der Mann Moses und die monotheistische Religion* veröffentlichte, d.h. aus Moses einen Ägypter und aus dem Vatermord ein Urmoment der menschlichen Gesellschaften machte, hätte er den großen Propheten des Gesetzes gemeuchelt (S. 226 f.) und wäre folglich vorgehend Mittäter bei der Auslöschung des Volkes. Wenn man weiß, dass Freud geltend machte, dass die Geburt der Demokratie mit dem Aufkommen eines Gesetzes verbunden war, welches den Urmord und folglich den Todestrieb bestraft, sieht man deutlich, dass das Argument eines Freud als Mörder von Moses und Mörder der Juden keinen Augenblick lang haltbar ist.

Indem Onfray das grundlegende Prinzip der Geschichte der Wissenschaften zurückweist, dass die pathologischen Phänomene stets quantitative Variationen normaler Phänomene sind, essentialisiert er den Gegensatz zwischen der Norm und der Pathologie, um zu behaupten, dass Freud nicht fähig sei, den Kranken und den gesunden Menschen, den Pädophilen und den guten Vater und vor allem den Henker und das Opfer zu unterscheiden. Und daher kommt er mit Bezug auf die Auslöschung der vier Schwestern von Freud zu der Schlussfolgerung, dass es, nach Maßgabe der psychoanalytischen Theorie, unmöglich sei, „intellektuell zu begreifen, was seine im Lager von Theresienstadt verhungerte Schwester Adolfine oder seine drei anderen, 1942 in den Verbrennungsöfen von Auschwitz gestorbenen Schwestern und Rudolf Höss, den Komman-

danten dieses Lagers, das man in finsterster Erinnerung hat, psychisch unterscheidet, wenn psychisch sie doch nichts unterscheidet, außer gewisse kaum sichtbare Grade“ (S. 566). Nebenbei bemerkt, täuscht sich Onfray im Lager: Rosa wurde in Treblinka ausgelöscht und Mitzi und Paula in Maly Trostinec. Der „Endlösung“ ist die Familie Freud durchaus zum Opfer gefallen, aber gewiss nicht in einem solchen in allen Stücken erfundenen Gegenüber.

Obwohl Onfray sich auf die freudomarxistische Tradition beruft, betreibt er in Wirklichkeit eine Rehabilitierung der heidnischen Thesen der extremen französischen Rechten: Das ist die eigentliche Überraschung dieses Buches. So lobt er *La scolastique freudienne* (Paris: Fayard 1972), ein Werk von Pierre Debray-Ritzen, einem Kinderarzt und Mitglied der Neuen Rechten, der niemals aufgehört hat, die Scheidung, die Abtreibung und die jüdisch-christliche Welt zu geißeln. Aber er rühmt auch die Verdienste eines weiteren, derselben Tradition entstammenden Werkes (Jacques Bénesteau, *Mensonges freudiens. Histoire d'une désinformation séculaire*, Wavre: Mardaga 2002), das ein Vorwort von jemandem enthält, der dem Front national nahesteht, und das durch den Club de l'Horloge unterstützt wird: „Bénesteau“, schreibt Onfray, „kritisiert den Gebrauch, den Freud vom Antisemitismus macht, um seine Ausgrenzung durch seine Berufsgenossen, seine fehlende Anerkennung durch die Universität und die Langsamkeit, mit der sich sein Erfolg einstellte, zu erklären.“ (S. 596) Am Ende seiner Anklageschrift unterschreibt also Onfray die These, es habe keine antisemitischen Verfolgungen in Wien gegeben, weil die Juden in großer Zahl wichtige Posten innehatten.

Man ist hier weit von einer einfachen Auseinandersetzung zwischen Anhängern und Gegnern der Psychoanalyse entfernt und man fragt sich zu Recht, ob von nun an die vermarktungstechnischen Motivationen nicht von einem so großes Gewicht bei Verlagsentscheidungen sind, dass sie am Ende jedes kritische Urteil abschaffen. Die Frage verdient es, gestellt zu werden, und damit ist die Diskussion eröffnet.

(Übersetzt aus dem Französischen von Hans-Dieter Gondek. Im April 2011 erscheint unter dem Titel *Doch warum so viel Hass?*, Wien/Berlin: Turia & Kant, eine ausführlichere Auseinandersetzung von E. Roudinesco und Kollegen mit Onfray.)

Elisabeth Roudinesco

Doch warum so viel Hass?

Aus dem Französischen von Hans-Dieter Gondek

Eine Erwiderung auf 
Michel Onfrays »Anti Freud«

VERLAG TURIA + KANT

(vom 1. Dezember 2004)

Auszüge

I. Selbständige Berufsausübung

A. Zulassungsvoraussetzungen

§ 1. Die Bewilligung zur selbständigen nichtärztlichen psychotherapeutischen Berufstätigkeit wird an Gesuchstellende erteilt, welche die Voraussetzungen von § 22 Abs. 1 des Gesundheitsgesetzes (GesG) erfüllen.

Die Gesuche sind schriftlich und mit den entsprechenden Ausbildungsnachweisen bei der Gesundheitsdirektion einzureichen.

§ 2. Die gemäss § 22 Abs. 1 lit. a GesG erforderliche Erstausbildung an einer schweizerischen Universität oder Fachhochschule setzt sich zusammen aus:

- a) einem Lizenziat im Hauptfach Psychologie oder einem abgeschlossenen Zusatzstudium in Psychologie oder einem Diplomabschluss in Angewandter Psychologie und
- b) einem Abschluss in Psychopathologie im Nebenfach oder dem Nachweis von mindestens 400 Lektionen Psychopathologie und klinischer Psychologie.

Die Gesundheitsdirektion entscheidet über die Anerkennung gleichwertiger ausländischer Erstausbildungen.

§ 3. Die integrale Spezialausbildung in einer Psychotherapiemethode gemäss § 22 Abs.1 lit. b GesG gilt als anerkannt, wenn deren Methodik in einem wissenschaftlichen Lehrsystem verankert ist, das die Feststellung und Behandlung aller wesentlichen psychischen und psychosomatischen Krankheiten und Störungen umfasst.

Anerkannte Therapiemethoden gemäss Abs. 1 sind insbesondere die tiefenpsychologische, die humanistische, die verhaltenstherapeutische und die systemische Grundorientierung.

Eine Ausbildungsrichtung muss einer Grundorientierung zugeordnet und in ihrer Wirksamkeit belegt werden können.

§ 4. Die theoretische Ausbildung gemäss § 22 Abs. 1 lit. b GesG umfasst insbesondere Meta-, Therapie- und Praxistheorie.

Gesuchstellende haben insgesamt mindestens 400 Lektionen theoretische Ausbildung nachzuweisen. Eine Lektion dauert mindestens 50 Minuten.

§ 5. Die Selbsterfahrung gemäss § 22 Abs. 1 lit. b GesG umfasst die vertiefte Anwendung der Theorie auf die eigene Person.

Gesuchstellende haben sich über mindestens 200 Sitzungen Selbsterfahrung bei Ausbildungen gemäss § 221 GesG auszuweisen, wovon mindestens 100 Sitzungen Einzelselbsterfahrungen zu belegen sind.

Einzelsitzungen dauern mindestens 50 Minuten, Gruppensitzungen dauern mindestens 90 Minuten und werden mit höchstens 16 Personen durchgeführt.

§ 6. Die Supervision gemäss § 22 Abs. 1 lit.b GesG umfasst die Kontrolle der eigenen therapeutischen Arbeit.

Gesuchstellende haben sich über mindestens 200 Sitzungen Supervision bei Auszubildenden gemäss § 22 Abs. 1 lit.b GesG auszuweisen, wovon mindestens 75 Sitzungen Einzelsupervision zu belegen sind.

Einzel Sitzungen dauern mindestens 50 Minuten. Gruppensitzungen dauern mindestens 90 Minuten und werden mit höchstens 10 Personen durchgeführt.

§ 7. Die integrale Spezialausbildung nach § 22 Abs. 1 lit.b GesG ist an Ausbildungsinstitutionen zu absolvieren, die von der Gesundheitsdirektion anerkannt sind.

Die Anerkennung setzt voraus:

a) Die Institution ist von der Schweizer Charta für Psychotherapie (Charta), der Föderation der Schweizer Psychologinnen und Psychologen (FSP) oder dem Schweizerischen Berufsverband für Angewandte Psychologie (SBAP) anerkannt.

b) Die Organisationen gemäss lit. a stellen sicher, dass

1. die Strukturqualität der Institutionen gewährleistet ist.

2. die Institution die Prozess- und Ergebnisqualität intern überprüft und extern überprüfen lässt.

3. die Auszubildenden die Anforderungen von § 22 a GesG erfüllen.

Erfüllt eine Organisation ihre Pflichten gemäss § 22 Abs. 1 lit.b GesG nicht, kann ihr die Gesundheitsdirektion das Recht, Ausbildungsinstitutionen im Sinne von Abs. 2 anzuerkennen, vorübergehend oder ganz entziehen.

Spezialausbildungen an Institutionen, welche die Voraussetzungen gemäss Abs. 2 nicht erfüllen, können von der Gesundheitsdirektion auf Grund einer Stellungnahme einer Fachkommission ausnahmsweise anerkannt werden. Die Anerkennung setzt insbesondere voraus, dass die Qualität der Ausbildung auf andere Weise sichergestellt wird.

Es folgt der Paragraph 8, in welchem die Tätigkeit in unselbständiger Stellung geregelt wird. Paragraph 9 regelt sodann die Voraussetzungen für Auszubildende. Die Paragraphen 10 – 16 sind mit „Berufspflichten“ überschrieben, wobei der § 16 mit folgender Bestimmung schliesst: „Die psychotherapeutische Berufstätigkeit darf nur auskünden, wer über eine Bewilligung zur selbständigen Berufsausübung verfügt.“

Kommende Veranstaltungen

7. April, Dieter Sträuli (Buchpräsentation): «Antike hebräische Heilserfahrung und Psychoanalyse – das Buch Jonah» von J.-G. Bursztein. Lacan-Seminar, Preyergasse 8, 20.30 h

12. April, Johannes Binotto (Vortrag): „Cut! Action! Die Zeit von Film und Psychoanalyse“. Lacan-Seminar, Preyergasse 8, 20.30 h

16. April, Regula Schindler (Vortrag): Unglaube - Glaube / Versagen des Glaubens. PSZ, Quellenstr. 25, 8005 Zürich, 13.15 – ca. 17.00 Uhr

13. Mai, Dieter Sträuli, (Vortrag): Was ist die Psychoanalyse?. PSZ, Quellenstr. 25, 8005 Zürich 20.30

17./18. Juni, August Ruhs (Wochenendseminar): Subjektivitätswandel unter neuen Sozialisationstypen. Klinische und alltagskulturelle Implikationen. Freitag, 20.30 Uhr, PSZ, Quellenstr. 25, 8005 Zürich. Samstag, 13 bis 17.30 Uhr, Lacan Seminar, Preyergasse 8

16. September, Robert Langnickel (Vortrag): Zeit und Psyche (Arbeitstitel). Lacan-Seminar, Preyergasse 8, 20.30 h

21. – 23. Oktober, AFP Mitgliederversammlung in Zürich